

Mary Durkin

Intimität und Ehe

Die Fortsetzung des Geheimnisses
Christi und der Kirche

Vor einigen Jahren legte uns unsere Achtzehnjährige ihre Ansicht über die Lösung des Problems der zerstörten Familien dar. Verheiratete Paare, so sagte sie, sollten nach ihrer Eheschließung noch zwei Jahre warten, ehe sie sich zu einem Kind entschlossen. Nach dieser Zeit würden sie dann wissen, ob ihre Ehe in Ordnung sei. Und so würden sie es vermeiden, Kinder der traumatischen Situation einer Scheidung auszusetzen, wenn sie entdecken sollten, daß sie doch nicht zusammenleben können. Auf dem Hintergrund unserer zwanzigjährigen Eheerfahrung waren wir rasch mit der Antwort zur Hand, daß ein Paar auch nach zwei Jahren die Zukunft seiner Beziehung keineswegs sicher voraussagen kann. Unglücklicherweise konnten wir diese Ansicht innerhalb des nächsten Jahres sogar belegen. Die Ehen von drei engen Freunden, die alle bereits länger als fünfzehn Jahren bestanden, gingen auseinander. In allen Fällen waren Kinder da, die zu einer Zeit geboren worden waren, als die Partner sich nichts anderes vorstellen konnten, als daß sie verheiratet bleiben würden, «bis der Tod uns scheidet».

Aber es steckt tatsächlich ein Korn Wahrheit in der Vorstellung, daß für viele Paare das Versprechen, das sie sich am Hochzeitstag geben, eben doch nicht die nötige Tiefe besitzt, um eine sakramentale Ehe zu begründen, die eine Verbindung schafft, welche während der zu erwartenden fünfzig Jahre Dauer in irgendeiner Weise die geheimnisvolle Einheit Christi und der Kirche widerspiegelt. Falls man von dieser Voraussetzung ausgeht, sieht man sich der Frage gegenüber: Wie bestimmt man die Art von Engagement, die die Voraussetzung für eine sakramentale Ehe ist, und wie kann man bestimmen, ob eine solche Art von Engagement nun tatsächlich gegeben ist.

Um dem Problem näherzukommen, das durch diese Fragen aufgeworfen wird, muß die theologische Diskussion sich mit ihrer starken Betonung der rechtlichen Grundlage im kanonischen Recht stärker auf die Untersuchung des Phänomens Ehe als eines Geschehens über eine lange Zeitspanne hinweg (und nicht nur eines konstitutiven Vertrags) verlegen. In den fortgeschrittenen Zivilisationen der siebziger Jahre dieses Jahrhunderts ist diese Zeitspanne gewöhnlich so lang,

daß man mit vielen Veränderungen der Persönlichkeiten der einzelnen Partner rechnen muß, die wiederum tiefgreifende Auswirkungen auf das Leben der ehelichen Gemeinschaft haben werden. Wir müssen die Ehe als eine konkrete Wirklichkeit untersuchen, die von realen menschlichen Wesen gelebt wird, die der Komplexität menschlicher Existenz ausgesetzt sind. Wir müssen diese Einheit analysieren und untersuchen, wie es für sie möglich sein kann, an dem Geheimnis der Einheit Christi und der Kirche teilzuhaben.

Zu Beginn der Diskussion werden wir uns zunächst mit der Ehe als einer sozialen und religiösen Einrichtung in Vergangenheit und Gegenwart zu beschäftigen haben. Wir werden untersuchen, inwieweit ein persönliches Engagement zur Entfaltung des Potentials der Intimität gerade die Dimension des vielschichtigen Symbols der Ehe sein kann, das ihr ermöglicht, als Sakrament in einer Welt zu wirken, die die monogame Ehe zum wirtschaftlichen Überleben nicht länger nötig hat. Und wir werden auf einige pastorale Implikationen in unserer Behauptung hinweisen, daß das Potential der Intimität und die aktuelle Entfaltung der Intimität der Ehe in fortgeschrittenen technologischen Gesellschaften ihr ihre sakramentalen Möglichkeiten verleiht, ihre Fähigkeit, die Beziehung Christi und der Kirche darzustellen, während sie gleichzeitig an dieser Einheit teilhat und sie in kreativer Weise fortsetzt. Wir werden unsere Diskussion auf die Ehe in technologisch fortgeschrittenen Gesellschaften beschränken, wobei wir uns bewußt bleiben, daß es auch andere konkrete Erfahrungen von Ehe gibt, aber der Meinung sind, daß in der Situation der fortgeschrittenen Gesellschaften die Frage der Intimität sich am deutlichsten stellt.

Sakramente als schöpferische Symbole

Ehe wir die sakramentale Dimension der Ehe analysieren, müssen wir uns um eine kurze Erklärung bemühen, warum bestimmte Ereignisse im Leben der Menschheit als Symbole für das Geheimnis Gottes und seiner Beziehung zu seinem Volk betrachtet werden können. Die Kraft eines Sakraments, wenn man es als Geschehen betrachtet, hängt von der rechten Intuition in der Interpretation der grundlegenden Symbole des Sakraments ab¹. Damit ein Symbol, das ja vielschichtig ist, zum Sakrament wird, muß der Geist Jesu authentisch am Werk sein und muß eine Gesellschaft (die Kirche) als Interpret dieses Sakrament zur Funktion bringen. Dazu muß kommen, daß das Symbol eines Sakraments tatsächlich am Jesus-Ereignis, wie es sich wirklich begab, teilhat und ebenso an dem gegenwärtigen Ereignis, das es zu verkörpern vorgibt. Mit andern Worten: «ein Sakrament macht das Jesus-Ereignis

dann nicht gegenwärtig, wenn die definitive Form des Symbols nicht wahrhaftig im Jesus-Ereignis und gleichzeitig in der gegenwärtigen Situation anzutreffen ist»².

Whitehead besteht darauf, daß das ausdrückliche Zeichen auch schöpferisch ist, wenn es die Intuition erhellt, die es interpretiert, sobald es etwas zu erhellen gibt³. Mit anderen Worten, dafür, daß ein Sakrament «ex opere operato» wirkt, muß es für die christliche Subjektivität existieren, so daß ein vielschichtiges Symbol zum Ereignis werden kann, das das Jesus-Ereignis in schöpferischer Weise gegenwärtig setzt. Ehe kann für vieles stehen. Aber erst wenn eine christliche Gemeinschaft fähig ist, einen gewissen Zusammenhang zwischen der real gelebten Erfahrung von Ehe und dem Geheimnis der Einheit Christi mit der Kirche zu entdecken oder intuitiv zu ahnen, erst dann können Christen die Ehe als ein schöpferisches Zeichen erleben. Wenn es keine Möglichkeit gäbe, diesen Zusammenhang aufzudecken, so wäre es für die christliche Gemeinde schwierig, die Behauptung aufrechtzuerhalten, daß die Ehe ein Sakrament ist.

Wir müssen jedoch den Eindruck vermeiden, als wäre die Ehe eine statische Einrichtung, die während der Menschheitsgeschichte keine Wandlungen durchgemacht hätte. Denn dann würden wir Zusammenhänge nur an ehelichen Gemeinschaften, die mit denen aus der Zeit der frühen Kirche identisch sind, erkennen, und wir würden uns der Gelegenheit begeben, den Reichtum der Ehen, die in anderen Zeiten der Geschichte geschlossen worden sind, zu erforschen.

Ehe als soziale und religiöse Institution

Die monogame Ehe ist eine relativ späte Erscheinung auf der Szene der männlich-weiblichen Beziehungen des Homo sapiens. Wenn auch viele Anzeichen dafür sprechen, daß jede menschliche Gesellschaft sexuelle Differenzierung und kontrolliertes sexuelles Verhalten durch Rollenzuweisung und Tabus gekannt hat, so war die Vorstellung, daß ein Mann und eine Frau eine ausschließliche Gemeinschaft bis zum Tod eines Partners begründen, keineswegs das natürliche Verhaltensmuster in der Geschichte der Menschheit. Und die Vorstellung der monogamen Ehe, die auf Liebe und dem Wunsch nach Intimität gründet, ist in der rund 40 000-jährigen Geschichte des Homo sapiens relativ jung. Tatsächlich ist es eigentlich erst in den zweihundert Jahren seit der industriellen Revolution so, daß die Sorge um das wirtschaftliche Überleben des Individuums, der Familie und der Gesellschaft aufgehört hat, das vorrangige Motiv für die Ehe zu sein. Und es ist eigentlich erst in den letzten zwanzig Jahren eine Si-

tuation in den fortgeschrittenen technologischen Gesellschaften entstanden, die die Frauen von der Sorge um ihr Überleben befreit hat und ihnen erlaubt hat, die Ehe als eine Erfahrung zu betrachten, die personales Wachstum und Entfaltung ebenso ermöglicht wie die Erfahrung der Mutterschaft.

Das Ereignis der monogamen Ehe (nicht nur die Zeremonie, sondern das fortgesetzte Bestehen dieser Gemeinschaft) hatte jedoch für die religiösen Führer in der jüdisch-christlichen Kultur wenigstens seit der Zeit der frühesten Erzählungen um die Schöpfung, wie sie die Genesis berichtet, immer eine gewisse Anziehungskraft. Die Treue Hoseas gegenüber Gomer ist ein Symbol für Jahwes Liebe zu Israel. Die Freuden der Intimität, wie sie im Hohenlied beschrieben sind, waren zwar ursprünglich nicht als Darstellung der Freude in der Gemeinschaft Jahwes und Israels gemeint, wurden jedoch in dem Zeitpunkt der Aufnahme in den Kanon des Alten Testaments zum Symbol dafür. Paulus erzählt den Ephesern, daß die Gemeinschaft eines Mannes und einer Frau ein Geheimnis ist, das viele Implikationen enthält, das aber, wie er sagt, «Christus und die Kirche darstellt» (Eph 5,32). Da ein Ereignis nur etwas symbolisieren kann, zu dem es in Verbindung gebracht werden kann, ist offensichtlich, daß sowohl die Gemeinschaft des Alten Testaments wie die junge Kirche die Gemeinschaft zweier Menschen im Fleisch als etwas betrachteten, das Treue und Liebe braucht und für die Partner dieser Gemeinschaft eine Quelle der Freude ist.

Vor jeder religiösen Interpretation mußte die Gesellschaft die männlich-weiblichen Beziehungen regeln, und zwar nicht nur, um die sexuellen Aktivitäten ihrer Mitglieder zu begrenzen. Wichtiger war die Schaffung einer Schutzzone für die Mutter-Kind-Beziehung während der Kindheit. Sobald ein Mann als der Vater eines Kindes anerkannt war, mußte er die Verantwortung für die Versorgung von Mutter und Kind übernehmen. Dafür konnte er die Hilfe seiner Nachkommen für die Sorge um sein Eigentum und für das Weitermachen nach seinem Tod erwarten. Kurz, die Ehe begann als eine Antwort auf das Bedürfnis nach wirtschaftlichem Überleben, und sie bot beiden, dem Mann und der Frau, gewisse Vorteile für ihr Zusammenwirken bei der Zeugung und Aufzucht von Kindern. Innerhalb dieses Typs von Ehegemeinschaft fanden zweifellos viele Menschen Liebe und Intimität, wie es schon aus der Verwendung der Ehe als Symbol für die Liebe Gottes durch die religiösen Schriftsteller zu erschließen ist. Aber das Ziel von Liebe und Intimität war nicht der erste Grund für die Ehe, was sich aus dem Brauch, Ehen und Verlöbnisse zu arrangieren, schließen läßt.

Noch in der Sicht der frühen israelitischen Schriftsteller sowie in der Sicht Jesu und Pauli war die Ehe ihrer Zeit eine Gemeinschaft, die Treue und Liebe erforderte, die an die Treue und Liebe Gottes erinnerte. Als die katholische Kirche die Ehe als eines der sieben Sakramente erklärte, interpretierte sie das vielschichtige Symbol der Ehe als ein schöpferisches Zeichen für die Treue Gottes und für das Geheimnis Christi und seiner Kirche. Die Ehe, «bis der Tod Euch scheidet», wird als Zeichen der Hoffnung gesehen, daß die Liebe nimmer stirbt, auch wenn es aussieht, als wäre sie verschwunden. Wenn die Kirche diese Bedeutung in die Ehe hineinverlegt, so ermutigt sie gleichzeitig alle, die eine Ehe schließen, an diesem Symbol teilzuhaben und die dafür versprochene Gnade zu erfahren.

Die Gründe für die Ehe haben sich jedoch in den letzten zweihundert Jahren stark gewandelt, und in den gegenwärtigen nachindustriellen Gesellschaften besteht nicht länger die gesellschaftliche Notwendigkeit, durch die monogame Ehe den Bestand der Gesellschaft, das wirtschaftliche Überleben von Mutter und Kind oder die Kontinuität des Familieneigentums zu sichern. So muß sich die Sakramententheologie mit der Frage beschäftigen, warum Menschen heute heiraten, um herauszufinden, ob die Ehe weiterhin ein Symbol bleibt, das die Kirche in einen gewissen Zusammenhang mit dem Geheimnis Christi und der Kirche bringen kann.

Das Potential der Intimität

Die meisten Menschen, einschließlich der Christen, werden in den technologisch fortgeschrittenen Gesellschaften angeben, daß sie heiraten, weil sie lieben. Nur wenige Menschen heiraten, einfach um Kinder zu haben oder um ihren wirtschaftlichen Status zu mehren oder zu schützen. Es ist jedoch für die meisten Menschen sehr schwer, zu definieren, was Liebe bedeutet und was sie sich insbesondere von ihrer speziellen ehelichen Verbindung erhoffen. In der Art von Gesellschaft, die von fortgeschrittenen Kulturen geschaffen wird, haben die Menschen die Freiheit, ihre eigene Ehe zu arrangieren und sie auch zu beenden, wenn in ihr die Gefühle der Liebe keinen Bestand haben. Die säkulare Gesellschaft entwickelt der Scheidung gegenüber eine immer größere Toleranz, denn sie betrachtet die Ehe nicht mehr als notwendig für das wirtschaftliche Überleben. Wenn aber die Menschen die Freiheit haben, zu heiraten, wie sie wollen, dann erhebt sich die Frage, warum sie sich nicht mehr lieben. Während die Kirche die Ehe immer noch als Zeichen der Treue Jahwes und Jesu sieht, betrachten andere Teile der Gesellschaft die lebenslange Verbindung zweier Menschen

als Überforderung. Manche halten diese Art des Engagements für unmöglich.

Als die Literatur über menschliches Wachstum und Entwicklung die verschiedenen Stufen des Wachstums und der Entwicklung erforschte, die Menschen, die länger leben und kleinere Familien haben, heute im Lauf ihres Lebens durchmachen, ergaben sich auch Argumente für und gegen eine lebenslange Verbindung. Die Gegner der monogamen Ehe argumentieren, daß wir für die Veränderungen in unserem Leben offen sein müßten. Eine Beziehung, die wir in unseren frühen Zwanzigern eingegangen sind, könnte sich als Hindernis für die Entfaltung unserer Möglichkeiten erweisen, die wir in unseren späten Dreißigern, Vierzigern oder Fünfzigern entdecken. Wenn wir der Entwicklung unserer menschlichen Möglichkeiten treu sein wollen, müssen wir solche Hindernisse zurückweisen und voranschreiten, wir müssen neue Liebesbeziehungen finden, die unseren Bedürfnissen in einer bestimmten Zeit entsprechen. Diese Sicht befürwortet die aufeinanderfolgende Monogamie.

Von den Befürwortern der lebenslangen Bindung wird mit der Notwendigkeit von Kontinuität in einer sich rapide verändernden Gesellschaft argumentiert. Nur wenn jemand fähig ist, «konkrete Bindungen und Partnerschaften einzugehen und die ethische Kraft für das Festhalten an einer solchen Bindung zu entwickeln, auch wenn dies beträchtliche Opfer und Kompromisse erfordert»⁴, so zeigt er damit auch die Fähigkeit zur Intimität. Diese Fähigkeit zur Intimität verstärkt durch die Treue und die Bindungen, die sie hervorruft, unsere Identität und stellt die Kontinuität zwischen Braut und Bräutigam im Alter von 23 Jahren und den älteren Bürgern und Großeltern im Alter von 70 Jahren her. In einer Beziehung der Intimität ist die Liebe eine Entscheidung dafür, daß wir uns in einigen Aspekten unserer Persönlichkeit nicht ändern werden, sondern zu bestimmten Bindungen stehen werden.

Ein weiteres Argument dafür ist, daß das psychologische Überleben einer Gesellschaft von der Ehe und einem Familienleben abhängt, das seine Mitglieder ermutigt, das Risiko zu wagen, das die Aufnahme intimer Beziehungen enthält. Nach Erik Erikson kann sich wahre Genitalität nur entfalten, wenn Menschen ihre Fähigkeit zur Intimität entwickeln. Umgekehrt ermutigt erst wahre Genitalität zu befriedigenden Geschlechtsbeziehungen, die «Sexualität weniger obsessiv, Überkompensierungen weniger dringend und sadistische Kontrollen überflüssig macht»⁵.

Freizeitgesellschaften, die ihrer Jugend ein Moratorium für ihre Identitätsfindung einräumen, schaffen den jungen Erwachsenen neue Probleme, wenn sie sich die Heirat überlegen. Wenn die Entscheidung zur Ehe

fällt, ehe eine Identität entwickelt ist, ist es oft eine Wahl, die keine Entwicklung zur intimen Beziehung gestattet. Denn da dieses Moratorium sich für viele junge Erwachsene in ihre frühen Zwanzigerjahre erstreckt, werden Eheentscheidungen oft getroffen, ehe die Individuen ein Gleichgewicht zwischen einem Zusammenhalt und einem Gefühl von Identitätsvermischung erreicht haben, wobei dieses Gleichgewicht eher das Gefühl von Zusammenhalt begünstigt – kurz: ehe sich die Identität entwickeln konnte. Ohne dieses Gefühl von Zusammenhalt ist es für einen Menschen schwierig, die für die Erreichung von Intimität notwendige Treue zu versprechen.

Neben der Treue verlangt die Intimität eine Liebe, die mehr als ein bloßes Gefühl ist. Es muß eine reife Liebe sein, in der sich der Wille mit dem Gefühl verbindet, in der die Partner die Ausprobierhaltung früherer Beziehungen aufgeben und sich auf eine Beständigkeit einlassen, die im Endeffekt die Anerkennung der Tatsache bedeutet, daß einige Türen zu anderen Möglichkeiten ihnen nun ein für allemal verschlossen bleiben. Die Entscheidung zur Intimität ist eine Entscheidung, die die künftig möglichen Identitäten für die Partner festlegt. Darum erklärt auch Erikson, es sei für den einzelnen nicht gut, eine wichtige Entscheidung zu treffen, während ihre oder seine Identität noch in unausgereiftem Zustand ist.

Dies bedeutet nicht notwendigerweise, daß alle Eheentscheidungen, die vor einem bestimmten Alter getroffen wurden, zum Zusammenbruch dieser Beziehung führen müssen. Einige Menschen sind durchaus fähig, sich einer Ehe anzupassen und in ihrer Selbstwerdung weiterzuwachsen, aber dies ist für diejenigen sehr schwierig, die nicht mit großer Entschiedenheit ihre eigene Identität suchen.

Kirchenjuristen, die mit Eheprozessen zu tun haben, sehen in der psychologischen Unfähigkeit, sich auf einen speziellen Partner einzulassen, ein Hindernis für die gesetzliche Gültigkeit einer sakramentalen Ehe. Während man zwar zugibt, daß ein Paar die Verbindung in gutem Glauben eingegangen ist, annulliert man Ehen wegen psychologischer Hindernisse. Das kirchliche Gericht nimmt nicht für sich in Anspruch, die sakramentale Basis der Ehe zu identifizieren, aber man stellt fest, daß einer oder beide Partner nach dem Gesetz unfähig waren, sich in der für das Zustandekommen einer gültigen sakramentalen Ehe nötigen Weise zu binden.

Unter dem Gesichtspunkt, daß die Ehe ein Zeichen und Symbol ist, ist auch erheblich, daß zu der Zeit, da ein Paar sich zum Ehevertrag entschließt, die Partner oft noch gar nicht bereit sind, sich so aufeinander einzulassen, daß sie darin ihre Kapazität zur Intimität

entwickeln können. Selbst wenn beide Partner dazu fähig sind, sich in dieser Weise zu binden, so ist es auch notwendig, daß sie dieses gegenseitige Versprechen fortgesetzt während ihrer Ehe, besonders während der kritischen Phasen ihrer personalen Entwicklung, erneuern. Wenn die Ehe als die Teilhabe an der Fortsetzung des Jesusgeschehens in der gegenwärtigen Gesellschaft betrachtet wird, so wird das Paar damit ermuntert, die kreativen Aspekte ihrer Beziehung beständig zu üben, sowohl in physischer wie in psychischer Fruchtbarkeit, was wiederum umgekehrt die Lasten erleichtern kann, die sich in bestimmten kritischen Zeiten einer Ehe einstellen können. Viele Paare, die hauptsächlich deswegen heiraten, um ihre Fähigkeit zur Intimität zu entwickeln, können ermuntert werden, dies zu tun, damit ihre Ehe gerade dadurch am Jesus-Geschehen teilhat.

Einige pastorale Implikationen

Die Auffassung, daß die zeitgenössische Ehe als der Raum, in dem man seine Fähigkeit zur Intimität entwickelt, ein Symbol für das Geheimnis Christi und seiner Kirche und damit ein gültiges Sakrament ist, hat viele pastorale Implikationen. Wir wollen zum Abschluß drei davon untersuchen:

1. Die Vorbereitung für die sakramentale Ehe beginnt in der Kindheit, wenn das Kind anfängt, sich den kritischen Stadien des Lebens zu stellen und sie zu meistern. Die Adoleszenz, wenn der Heranwachsende die zweite Gelegenheit erhält, an seiner Identitätsfindung zu arbeiten und seine Identität zu bilden beginnt, ist eine weitere kritische Phase der Ehevorbereitung. Die seelsorglichen Anstrengungen sollten sich darauf konzentrieren, den Menschen zu helfen, solche familiären Konstellationen zu schaffen, die zur Bildung einer positiven Identität beitragen. Junge Menschen sollten ermuntert werden, ihre Identitätsentwicklung richtig einzuschätzen, ehe sie eine Ehe planen.

2. Die Lebenszyklen-Theorie betont, daß eine auf Intimität gerichtete Bindung der ständigen Erneuerung bedarf. Es muß seelsorgliche Programme geben, die die Paare ermutigen, sich konstruktiv mit den Problemen auseinanderzusetzen, die sich aus dem ständigen Hinweis auf die sakramentale Natur ihrer Bindung für sie ergeben. Für alle, die mit der Lebenszyklen-Theorie nicht vertraut sind, wäre es ein guter Einstieg, mit einem Programm zu beginnen, das sich mit den kritischen Stadien des Erwachsenenlebens auseinandersetzt. Die Bindung an einen anderen Menschen beinhaltet das Risiko, in das Leben dieses anderen einbezogen zu werden, und dies wiederum verlangt, daß man verstehen lernt, wie das Wachsen und die Ent-

wicklung des anderen die eigene Entwicklung mit beeinflusst.

3. Die Bindung an einen anderen Menschen beinhaltet neben dem Risiko des Einbezogenwerdens auch das Risiko der Zurückweisung. Man braucht darum Pastoralprogramme für die Bedürfnisse derjenigen, die das Risiko auf sich nahmen und eine Niederlage erlebten. Die Ehe kann durch die Zurückweisung eines Menschen mehr als jedes andere Sakrament ihr Ziel verfehlen, eine Verbindung mit dem Jesus-Geschehen zu vermitteln. Die kirchliche Gemeinschaft muß sowohl denen helfen, die in ihrem Suchen nach Intimität zu-

rückgewiesen wurden, als auch den anderen, die nicht fähig waren, das Risiko der Intimität einzugehen.

Wir stellen abschließend fest, daß die christliche Gemeinschaft (die Kirche) eine Verbindung zwischen der Treue und Liebe, die zur Herstellung von Intimität in der zeitgenössischen Ehe notwendig ist, und dem Geheimnis Christi und der Kirche sehen kann und darum legitimerweise weiterhin die Ehe als Sakrament betrachten kann. Sie muß jedoch auch anerkennen, daß viele eheliche Verbindungen, selbst zwischen getauften Christen, die Fähigkeit zur Intimität nicht haben und nicht erreichen können.

MARY DURKIN

¹ Zum Verständnis des Sakramentes als eines dynamischen Geschehens vgl. B. Lee, *The Becoming of the Church* (Paulist Press, New York 1974).

² AaO. 213.

³ A. Whitehead, *Religion in the Making* (Meridian, Cleveland 1960) 128.

⁴ E. Erikson, *Childhood and Society* (Norton, New York 1963) 263.

⁵ AaO. 265.

Aus dem Englischen übersetzt von Dr. Ansgar Ahlbrecht

1934 in Chicago geboren. Studien am Mundein College und an der Universität Chicago. Derzeit Associate Professor für Religionswissenschaften und Direktorin des Office of Moral and Religious Education an der University of Dayton, Ohio. Veröffentlichungen: *The Suburban Woman: Her Changing Role in The Church* (Diss., 1975); Mitarbeit an dem Sammelband: *A Catholic Perspective on Divorce* (Thomas More, 1979). Beiträge für die Zeitschriften «*Marriage and Family Living*» und «*Today's Catholic Teacher*». Zusammen mit ihrem Ehemann betätigte sie sich – 1968 auch in der Vorstandschaft – von «*The Cana Conference marriage education program*». Anschrift: 1633 Vine, Park Ridge, IL 60068, USA.

Walter Heim

Religiöses Familienbrauchtum

Ein volkkundlicher Beitrag
zur Theologie der Vertrautheit

Ich stamme aus einer Familie in der Grenzzone zwischen Mittelstand und Grundsicht. Trotz der Wirtschaftskrise der dreißiger Jahre fühlte ich mich glücklich. Wesentlich dafür war die Atmosphäre der Vertrautheit in der Familie. In meiner Erinnerung sind die Familienfeste (Weihnachten, Erstkommunion, Geburtstage usw.) am meisten haften geblieben, ebenso der gemeinsame Gottesdienstbesuch und das gemeinsame Singen. Später wurde auch gemeinsam Grammophon und Radio gehört und besprochen. Vom wenigen Geld ging viel an caritative Werke – nicht selten wurden auch Bedürftige zu Tisch geladen – und an die Mission. Die «Heidenkindgaben» mit den entsprechenden Verdankungskarten machten auf mich einen

tiefen Eindruck. Dadurch und durch Missionszeitschriften und -kalender angeregt, begab ich mich denn auch mit 12 Jahren mutig aus der Geborgenheit der Familie in eine Missionsschule. Dort fand ich ein neues Milieu der Vertrautheit, das wiederum zu einem guten Teil auf Schulfesten (St. Nikolaus, Weihnacht, Fackelzug am Christkönigsfest usw.) beruhte.

Ich habe diese Dinge erwähnt, weil das eigene Erlebnis besser zu veranschaulichen vermag, welche Elemente für ein Milieu der Vertrautheit im Familienverband von Bedeutung sein können. Jede Gruppe bedarf für ihren Zusammenhalt gemeinsamer Ideen und Vorstellungen, aber auch Formen verbaler und transverbaler Kommunikation. Dabei vermitteln gewisse Symbole und Brauchhandlungen starke Gemütswerte, die für eine Atmosphäre der Vertrautheit ausschlaggebend sein können. Es sei an das Familiengebet bei Tisch erinnert, das auch heute noch von mehr Familien geübt wird, als man meinen könnte, was etwa Genfer Schüler bei Besuchen in Luzerner Familien neulich in Erstaunen setzte.

Die religiöse Volkkunde, die sich mit dem religiösen Aspekt der Volkskultur (beziehungsweise dem volkkulturellen Aspekt der Religion) befaßt¹, vermag